

KULTUR & LEBEN

Georg Eckert, Versöhner mit Schrammen

Vor 50 Jahren starb der Schulbuchforscher und Botschafter der Völkerverständigung. Ein Gespräch mit Biografin Heike Mätzing.

Florian Arnold

Braunschweig. Am 7. Januar 1974 brach Georg Eckert während einer Vorlesung über die Arbeiterbewegung zusammen und starb auf dem Weg ins Krankenhaus. Der Gründer des später nach ihm benannten Instituts für Schulbuchforschung in Braunschweig war eine charismatische Persönlichkeit. In den vergangenen Jahren kamen Fragen nach seinem Verhalten in der NS-Zeit auf. Wir sprachen mit der Historikerin Dr. Heike Christina Mätzing, die 2018 eine umfassende recherchierte, spannend geschriebene Biografie vorgelegt hat: „Georg Eckert. Von Anpassung, Widerstand und Völkerverständigung“ (Dietz-Verlag, 592 Seiten, 48 Euro). Am Donnerstag, 11. Januar, 17.30 Uhr, liest sie daraus bei einer Feierstunde im Schulbuchinstitut in der Villa Bülow, Celler Straße 3. Infos unter veranstaltungen@gei.

Wie sind Sie auf Georg Eckert gestoßen?

Ich bin Anfang der 80er Jahre an die TU gekommen, habe dort Geschichte studiert, wo Eckert früher gelehrt hat. Sein Geist als „Botschafter der Völkerverständigung“ war bei meinen Dozenten wie auch am Georg-Eckert-Institut noch sehr präsent. In der Schulbuchsammlung arbeiteten Stipendiaten aus aller Welt. Das war damals noch nicht selbstverständlich. Man traf unterschiedlichste Menschen und spürte: Das Wesentliche ist bei allen gleich. Dieses Eckert'sche Erbe hat mich fasziniert, noch bevor ich mich näher mit ihm beschäftigte.

Für Menschen, die mit Eckert wenig verbinden – was zeichnete ihn aus, was waren seine größten Verdienste?

Dass er nach 1945 durchaus erfolgreich versucht hat, Brückenbauer zu sein für ein Land, das unendliches Leid über Europa gebracht hat, und zur Aussöhnung beizutragen mit den früheren Kriegsgegnern. Das waren an erster Stelle Frankreich und Polen, aber auch England. Schon 1949 gab es in Braunschweig die erste deutsch-englische Schulbuchkonferenz. Eckert hat einen früheren Ansatz wieder aufgenommen: Feindbilder aus Geschichtsbüchern zu eliminieren. Bis zu seinem Tod hat er rund 100 binationale Konferenzen organisiert, zusammen mit der Unesco und dem Europarat. Er hat viel erreicht. Leider sind international wieder Rückschritte zu beobachten.

Eckert wurde 1912 in Berlin geboren. Wie verliefen Kindheit und Jugend bis zur Machtergreifung der Nazis?

Er ist in einem linksliberalen Elternhaus aufgewachsen. Der Vater war Redakteur, die Mutter hatte russischen Hintergrund, was seine Affinität zu Osteuropa mitbegründet haben mag. Die Verhältnisse waren ärmlich, Eckert war das einzige Kind, musste immer mitarbeiten, der Vater war seit 1930 arbeitslos. Eckert las früh gern und viel, etwa über Geografie und Archäologie. Er ist kilometerweit über Kopfsteinpflaster zu Ausgrabungsstellen gelaufen. Er war ein eher untypischer Junge. In seinen Aufzeichnungen liest man nichts über Bolzplätze oder später über Vergnügungs-Etablissements.



Georg Eckert (rechts) als Chef der deutschen Unesco-Kommission mit Außenminister Willy Brandt auf der Unesco-Konferenz 1968 in Paris. Am 11. Januar wird Eckerts mit einer Kranzniederlegung (16 Uhr) auf dem Hauptfriedhof und einer Lesung in der Villa Bülow (17.30 Uhr) gedacht. PRIVATARCHIV MÄTZING



Der Eintritt in die NSDAP war eine Form von Anpassung, allerdings nur äußerlich.

Dr. Heike Mätzing Historikerin am Institut für Geschichtswissenschaft der TU



Eckert 1943 als Beamter der Wehrmacht in Thessaloniki. PRIVATARCHIV LUX-MÄTZING



1972: Alfred Kubel (rechts) verleiht Eckert das Bundesverdienstkreuz. WESEMANN

Er hat sich schon früh für die SPD engagiert?

Ja, erst in der Sozialistischen Arbeiterjugend, dann in der SPD. Er hat sich sehr für politische Bildung eingesetzt und Anfang der 30er Jahre, als der Nationalsozialismus in Berlin stark aufkam, versucht, mit Freunden etwas dagegen zu setzen. Dass er nicht erfolgreich war, hat zeitweilig Schuldgefühle in ihm ausgelöst.

Nach der Machtergreifung ist er allerdings selbst schon 1934 in die Studenten-SA eingetreten, und 1937 auch in die NSDAP.

Ja, nach einschneidenden Erlebnissen. Als Vorsitzender der Sozialistischen Studentenschaft in Berlin operierte er in vorderster Front gegenüber den nationalsozialistischen Trupps. Er stand auf einer Blut-Liste, einem Anschlag ist er nur knapp entgangen. Nach der Machtergreifung haben er und andere seines Kreises beschlossen abzutauchen. Eckert kam zunächst in Hildesheim unter und schrieb sich dann an der Universität Bonn ein. Das war damals eine zutiefst katholische Kleinstadt. Er ging davon aus, dass man ihn als Sozialisten dort nicht suchen oder erkennen würde. Die Mitgliedschaft in der Studenten-SA muss man wohl auch in diesem Zusammenhang sehen.

Er hat sie später als Tarnung bezeichnet, als notwendigen Schritt. Andererseits war er ein ehrgeiziger Mensch, der eine wissenschaftliche Karriere anstrebte. Waren seine NS-Mitgliedschaften wirklich nur Tarnung oder nicht auch Anpassung?

Ihm zu unterstellen, er hätte schon

1933 eine wissenschaftliche Karriere angestrebt, geht mir als Historikerin zu weit. Er wollte Lehrer werden, bekam dann aber in Bonn die Chance, als Ethnologe zu promovieren. Ich würde nach der Quellenlage heute sagen, es war in Teilen eine Tarnung. Sie war notwendig, wenn er nicht in den Untergrund gehen oder emigrieren wollte. Aber er dachte auch an seine Eltern, die er immer unterstützt hat. Als er 1937 in die NSDAP eintrat, war er zurück in Berlin, auf der Suche nach einer Lehrerstelle. Die waren rar. Der Eintritt war eine Form von Anpassung, allerdings nur äußerlich. Ich habe mehr als hundert Meter Akten studiert, Eckerts Schriften aus dieser Zeit, zahllose Briefe an seine Frau Magda. Ich habe praktisch keine Äußerung gefunden, die in irgendeiner Weise nationalsozialistisch wäre. Er ist innerlich Sozialdemokrat geblieben. Wer diese Haltung öffentlich machte, wurde verfolgt oder umgebracht. Eckert hatte Freunde, die das erlitten.

1940 wird er eingezogen, nimmt am Frankreich-Feldzug teil, wird dann im Schnellverfahren zum Meteorologen ausgebildet und als Wehrmachtsoffizier im Offiziersrang Leiter der Wetterwarte Saloniki. Seine Position soll er genutzt haben, sich für Einheimische, auch Juden einzusetzen – ist das richtig?

Ja. Zu seinen Aufgaben gehörte, auf dem Land kleine Wetterstationen einzurichten. Dafür brauchte er Einheimische. Zugleich betrieb er ethnologische Feldforschung. So kam er schnell in Kontakt mit der Bevölkerung. Als Übersetzer halfen ihm der Leiter der Universitätsbibliothek und seine Frau, das Ehepaar Formozis, die enge Freunde wurden, fasziniert von deutscher Kultur, wie die Griechen überhaupt anfangs deutschfreundlich waren. Die Leute haben natürlich auch ihre Probleme an ihn herangetragen, und er hat versucht, sich für sie einzusetzen, Essen zu besorgen, Kleidung, Genehmigungen. Er hat mehrere Juden aus dem KZ geholt, andere mit seinem Auto von der deutschen in die italienische Besatzungszone gebracht, wo die Verfolgung weniger streng war.

Gibt es dafür Belege?

Es gibt mehr als 20 eidesstattliche Erklärungen von Juden und Griechen, die ihm das bescheinigen haben. Und es gibt einen Briefwechsel mit einem jüdischen Forscher nach 1945, aus dem deutlich hervorgeht, dass er die jüdische Gemeinde Saloniki vor Deportationen gewarnt hat – leider vergeblich!

Als sich 1944 die deutsche Niederlage abzeichnete, hat Eckert auch Kontakte zur Partisanenbewegung gesucht. In der Biografie legen Sie dar, dass er zugleich weiter mit der Heeresleitung in Griechenland zusammenarbeitete, und dass die Doppelrolle beiden Seiten bewusst war. Wie ist das zu erklären? Wer er einfach sehr geschickt?

Er war ein Brückenbauer, auch schon vor 1945. Das Entscheidende war, dass man ihn auf beiden Seiten für glaubwürdig hielt. Er vermittelte, dass die Deutschen aus Thessaloniki abzogen, ohne verbrannte Erde zu hinterlassen, und dass die Partisanen sie dafür in Ruhe ließen. Die Infrastruktur der Stadt blieb weitgehend erhalten. Als das letzte Schiff

der Deutschen abgefertigt war, blieb er mit drei, vier Leuten aus seiner Wetterwarte einfach da und lief zum linken griechischen Widerstand über.

Er geriet schließlich in britische Kriegsgefangenschaft, erkrankte lebensgefährlich an einer verschlepten Lungenentzündung und landete im August 1945 halbtot in einem Lazarett in Goslar.

Ja, er blieb da ein ganzes Jahr, nahm aber brieflich bald wieder Kontakte auf, besonders zu alten SPD-Netzwerken. Zum Beispiel zu Hildegard Wegscheider, einer preußischen Landtagsabgeordneten in Berlin. Er stand ja vor dem Nichts, hatte keine Stelle nirgendwo. Wegscheider hat sich an Martha Fuchs gewandt, die wiederum an Alfred Kubel, Ministerpräsident im damaligen Freistaat Braunschweig. Der besuchte Eckert und befand, dass er der Richtige für den Wiederaufbau der Geschichtslehrerausbildung an der Pädagogischen Hochschule wäre.

Wie hat Eckert das angepackt?

Das Entscheidende war für ihn – und das gilt für alle seine Aktivitäten nach 1945 – das Bild Deutschlands nach außen zu rehabilitieren und die Demokratie nach innen zu stärken. Daher spielte der Geschichtsunterricht für ihn eine zentrale Rolle: die heute oft missachtete Methode, Quellen und verschiedene Standpunkte vor der Urteilsbildung zu studieren. Er bildete Volksschullehrer aus, damals 90 Prozent der Lehrerschaft. Das war die Grundbildung, die alle durchliefen. Ich habe 92-Jährige getroffen, die immer noch von ihm schwärmen. Er engagierte sich auch stark in der SPD, gründete das „Archiv für Sozialgeschichte“. Er war Mitglied und ab 1964 auch Präsident der Deutschen Unesco-Kommission. Und er gründete das Institut für Schulbuchforschung.

Wie kam es dazu?

Da spielt ein britischer Besatzungs-Offizier, Terence J. Leonard, eine große Rolle. Der untersuchte schon während des Kriegs deutsche Geschichtsbücher auf Feindbilder. Er und Eckert organisierten 1949 die erste deutsch-britische Schulbuchkonferenz in Braunschweig. Das hat eine Sogwirkung entfaltet, Konferenzen mit Frankreich, und vielen anderen Ländern bis hin zu Polen folgten. Da war Eckert ein Vorreiter.

Wie war das Institut für Schulbuchforschung aufgestellt, als er vor 50 Jahren überraschend starb?

Er hatte es ja gleichsam aus dem Nichts gezaubert, ohne Etat, ohne Gründungsurkunde, mit ehrenamtlichen Mitarbeitern, die aus Begeisterung mitmachten. Später kamen eine Sekretärin, feste Mitarbeiter und Räumlichkeiten für die wachsende Bibliothek außerhalb der PH hinzu. Er hat Menschen für seine Ideen begeistert und hier und dort ein paar Mark zusammenkratzen können. Als er am 7. Januar 1974 bei einer Vorlesung zusammenbrach und starb, war das Institut rechtlich noch nicht existent. Dafür hat sich dann Alfred Kubel eingesetzt, damals niedersächsischer Ministerpräsident. Seinen Sitz in der Villa Bülow hat das Institut erst 1982 bezogen.



Christian Thielemann am Pult der Wiener Philharmoniker. D. NAGL/WP

Neujahrskonzert: Thielemanns Bruckner-Pointe

Wien. Prachtige Tradition mit Überraschungen: Die Wiener Philharmoniker haben bei ihrem Neujahrskonzert wie immer Polkas und Walzer aus den Federn der Strauss-Dynastie zum Besten gegeben. Aber der deutsche Dirigent Christian Thielemann präsentierte auch ein Frühwerk von Anton Bruckner (1824-1896). Die „Quadrille“ gab es bislang nur für Klavier, nun wurde eigens eine Orchesterfassung geschrieben. Insofern war es für die 1700 Gäste im Goldenen Saal des Wiener Musikvereins und ein Millionenpublikum in aller Welt eine Premiere. Das Konzert wurde live in rund 100 Länder übertragen.

Die größte Begeisterung gab es wie immer bei den traditionellen Zugaben: Dem „Donau-Walzer“ und dem „Radetzky-Marsch“. Thielemann präsentierte den „Donau-Walzer“ teils sehr verhalten, dann fast tanzend am Pult. Vorher wandte er sich an das Publikum: „Eine Welt zerissen von Kriegen und Intoleranz ist etwas sehr Unschönes“, sagte er. Das Orchester präsentierte etwas Schönes, um alle auf andere Gedanken zu bringen. Thielemann dirigierte das Neujahrskonzert zum zweiten Mal seit 2019.

Bruckners „Quadrille“ ist eigentlich ein vierhändiges Klavierstück. „Da hat der junge Bruckner im Wirtshaus am Klavier irgendetwas fantasiert, das dann nachher aufgeschrieben worden ist“, sagte Thielemann dem Sender ORF während der Proben. Für viele sei es kaum vorstellbar, dass das Stück aus der Feder von Bruckner stamme. „Aber so hat er angefangen, das finde ich so was von faszinierend.“

Es war auch der Auftakt zum Bruckner-Jubiläumjahr: Am 4. September 2024 jährt sich die Geburt des Komponisten zum 200. Mal. Österreich hat einen zweiten runden Geburtstag zu feiern: Der Begründer der Zwölftontechnik, Arnold Schönberg (1874-1951), wurde am 13. September 2024 vor 150 Jahren geboren.

Heute um 19 Uhr gibt das Staatssorchester Braunschweig sein Neujahrskonzert in der VW-Halle. Motto: „Aufforderung zum Tanz“. Karten ab 34 Euro.

Schöningen spürt dem Holz nach

Schöningen. Das Forschungsmuseum Schöningen will in diesem Jahr den Werkstoff Holz und seine Einflüsse auf die Menschheitsgeschichte thematisieren. Ab Juni sollen bedeutende archäologische Holzartefakte von Fundstätten aus Niedersachsen gezeigt werden, kündigt Museumsleiter Henning Haßmann an. Die Schau stehe im Zusammenhang mit einer geplanten Fachkonferenz unter der Überschrift „Revolution wood“. epd